

Boko Haram zieht sich zunehmend aus Nordnigeria in die Region des Tschadsees zurück. Die labyrinthische Inselwelt ist ein ideales Biotop für Jihadisten.

DAVID SIGNER, BAGA SOLA

Sie haben die Inseln im Tschadsee verlassen. Wegen der Terrorangriffe von Boko Haram und weil die Soldaten ihnen befahlen zu gehen. Die meisten von ihnen sind Fischer, andere sind Viehzüchter und Bauern. Weil sie nicht wussten, wohin sie fliehen sollten, gingen sie nach Diamaram. Dort hatten einst ihre Grosseltern gelebt. Damals lag der Ort am Ufer des Sees. Aber dann zog sich das Wasser immer mehr zurück, und die Bewohner folgten ihm. Diamaram verfiel und verschwand. Diesen abstrakten Ort in einer Einöde aus spärlichem Buschwerk und Sand wählten sich die Flüchtlinge aus. «Es ist der Ort unserer Ahnen», sagten sie sich. «Von dort kann uns niemand vertreiben.»

Fischer in der Wüste

Es ist eine Geschichte wie aus der Bibel. Aber statt das gelobte Land fanden die Vertriebenen nur Hitze, Trockenheit und Leere. Was sollten die Fischer in der Wüste tun, wo es nicht einmal genug Trinkwasser gab? Die Viehzüchter mussten ihre Herden zurücklassen, und diejenigen, die wenigstens einige Schafe, Ziegen oder Esel mitgenommen hatten, verloren die meisten ihrer Tiere auf dem langen Marsch voller Entbehrungen. Und die Bauern? Der sandige Boden ist unfruchtbar. Ohne Bewässerung wachsen nur stachelige Sträucher, die selbst von den Geissen verschmäht werden. «Man kann die Felder nicht mitnehmen», sagt Mbolli Tcharimi, der Anführer mit seinem weissen Turban, «so wenig wie den See.» Der Alte, eine Art afrikanischer Moses, flüstert es seinem jüngeren Bruder ins Ohr, der es vor den Männern, die sich im Schatten eines aufgespannten Tuches versammelt haben, für alle vernehmlich wiederholt.

Es war im November letzten Jahres, als Tcharimi seine Leute nach Diamaram führte. Die meisten kamen aus dem Dorf Kobia – rund 20 Kilometer südöstlich von Diamaram. Einige zögerten, später kamen sie nach. Immer noch trafen Neuankömmlinge ein. Inzwischen leben dort, wo vor einem Jahr nichts war, 6000 Menschen. Die meisten sind Buduma, man erkennt sie an den Narbentätowierungen quer übers Gesicht. Die Buduma sind die hauptsächlichen Opfer von Boko Haram in Tschad, seit die nigerianische Terrorgruppe ihr Unwesen auf dieses Land ausgeweitet hat. Aber weil die Jihadisten auch ihren Nachwuchs vor allem unter dieser Ethnie rekrutieren, werden die Buduma von den andern sowohl bemitleidet wie gefürchtet. Jeder Flüchtling, der in Diamaram eintrifft, wird nach Waffen und Sprengstoff abgetastet. «Kamikaze» ist das Stichwort, das kursiert.

Tcharimi und seine Leute hatten gehofft, in die alte Heimat zurückkehren zu können. Aber der Exodus nach Diamaram wurde zum Desaster. Wasser war knapp und schmutzig. Nach kurzer Zeit erkrankten die Leute. Dehydrierung, Durchfall. Es wimmelte von Stechmücken, bald breitete sich Malaria aus. Während die «Rückkehrer» mit blossen Händen nach Grundwasser gruben und

essbare Pflanzen suchten, griff eines Nachts Boko Haram an. Die Jihadisten waren denjenigen, die um ihr nacktes Überleben kämpften, bis in diese gottverlassene Gegend gefolgt. Aber der Chef entschied, dass sie kein zweites Mal fliehen würden. Lediglich mit ein paar Schaufeln und Stecken bewaffnet, gingen sie auf die Terroristen los. Zwei Männer wurden von Kugeln getroffen, eine Frau wurde verletzt. Aber die anderen kämpften mit dem Mut der Verzweifelten weiter – und vertrieben die Angreifer. Sie alarmierten Soldaten, die zufällig in der Nähe waren. Diese verfolgten die Jihadisten, aber sie entkamen.

Der Ruf der Vorfahren

So wurde der Gouverneur auf die versprengte Buduma-Gruppe im Niemandsland aufmerksam, schickte Nahrungsmittel, im März kamen dann Vertreter von Médecins sans Frontières (MSF). Sie waren schockiert. Die Flüchtlinge hatten drei Monate lang, unbemerkt von der Aussenwelt, ohne jegliche Hilfe, um die nackte Existenz gekämpft. Viele waren gestorben; so viele, dass sich die Bewohner schämen, den Besuchern den Friedhof zu zeigen. Vielleicht hat insbesondere auch der Chef das Gefühl, eine gewaltige Fehlentscheidung getroffen zu haben. Hätte er seine Leute, anstatt das Land der Ahnen aufzusuchen, besser ins nächste Flüchtlingslager geführt? Inzwischen sind Soldaten bei Diamaram stationiert. Experten meinen, der Boden des ausgetrockneten Sees sei eigentlich immer noch fruchtbar. Mit wenig Bewässerung könnte man im Wadi Hirse anbauen. Vielleicht, sagen einige, sei es doch nicht völlig falsch gewesen, dem Ruf der Vorfahren zu folgen.

Fast unbemerkt von der Weltöffentlichkeit hat sich in den letzten Monaten die Boko-Haram-Problematik komplett verändert. Das Epizentrum der Terrorgruppe liegt nun nicht mehr wie bis anhin im Nordosten Nigerias rund um die Stadt Maiduguri, sondern im schwer zu-

Statt das gelobte Land fanden die Vertriebenen Hitze, Trockenheit und Leere.

gänglichen Gebiet des Tschadseebeckens. Das hat militärische, aber auch topografische und ethnische Gründe.

Als im Frühling letzten Jahres Buhari neuer Präsident Nigerias wurde, nahm der Kampf gegen Boko Haram endlich Fahrt auf, vor allem dank der multinationalen Truppe aus Nigeria, Tschad, Niger und Kamerun. Ein Teil der Jihadisten konnte aus dem Sambisa-Wald im Nordosten Nigerias vertrieben werden, das von ihnen kontrollierte Gebiet schrumpfte, es gab weniger Anschläge.

Zugleich kam es innerhalb der Terrormiliz zu Machtkämpfen. Der Anführer Shekau wurde für tot erklärt, wie schon mehrmals zuvor. Es stellte sich dann heraus, dass er zwar noch lebte, aber gestürzt worden war. Sein Nachfolger war Barnawi; der Islamische Staat (IS) rief ihn im August als «Wali» (Gouverneur) seiner «westafrikanischen Provinz» aus. Wenig ist bekannt über Barnawi. Angeblich ist er der Sohn des Boko-Haram-Gründers, Muhammad

Der Archipel des Terrors

Die Grenzregion von Nigeria, Tschad, Kamerun und Niger dient sowohl Islamisten wie



Ein verlassenes Dorf auf einer Insel im Tschadsee.



Das Dorfobhaupt Mbolli Tcharimi ist mit seinen 6000 Stammesleuten in Diamaram gestrandet.

Yusuf, der 2009 in nigerianischer Untersuchungshaft getötet worden war. Sein Tod hatte die Sekte damals radikalisiert.

Offenbar sollte Barnawi seine Leute stärker in den IS einbinden. Dazu gehört eine strategische Neuausrichtung. Von den bisherigen Attacken, bei denen vor allem muslimische Zivilisten getötet wurden, nimmt er Abstand, weil man so die Sympathie der Bevölkerung nicht gewinnt. Im Gegenteil: Lokale Bürgerwehren spielen eine wichtige Rolle beim Kampf gegen Boko Haram. Stattdessen sollen sich die Angriffe nun gegen staatliche und militärische Repräsentanten, gegen Kirchen, Christen, Hilfsorganisationen und westliche Ausländer richten. Spätere Auftritte Shekaus deuteten auf eine Spaltung innerhalb von Boko Haram. Offenbar verharren seine Leute nach wie vor im Nordosten Nigerias, während Barnawi sich nicht mehr dort befindet und sich viele seiner Anhänger über die nigrische und die tschadische Grenze abgesetzt haben. Das führt zur paradoxen Situation, dass das Tschadseebecken heute sowohl Terroristen wie auch etwa 100 000 Flüchtlingen und Vertriebenen als Zufluchtsort dient.

Was den Terroristen in die Hände spielt, ist die Lage des Tschadsees. Er liegt in einem Vierländereck, zwischen

Tschad, Niger, Nigeria und Kamerun. Es hat lange gedauert, bis sich die betroffenen Länder zum gemeinsamen Kampf zusammenraufen konnten. Zu verdanken ist das Zurückdrängen der Jihadisten dabei nicht den Soldaten des wohlhabenden Nigeria, sondern jenen des maurusarmen Tschad, berühmt-berühmt für ihre Effizienz.

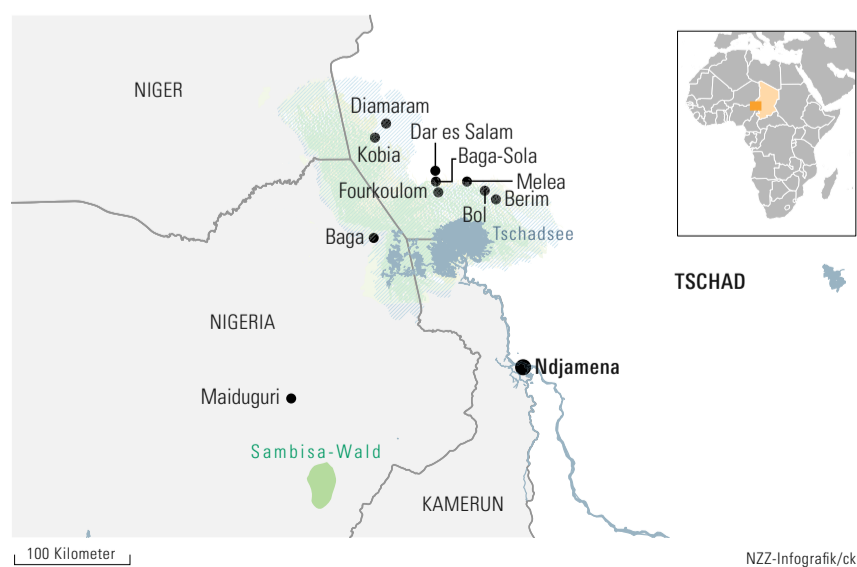
Ein grauenhaftes Blutbad

Der Tschadsee ist kein See im herkömmlichen Sinn. In den letzten Jahrzehnten ist er massiv geschrumpft. Heute ist er ein gigantischer Archipel aus unzähligen bewohnten und unbewohnten Inseln, der sich je nach Jahreszeit verändert. Die Anwohner nennen ihn wegen seiner Unbeständigkeit denn auch nicht «See», sondern «Fluss». Es gibt keine verlässlichen Karten, und die Ansichten, ob er weiter austrocknet oder seine Fläche inzwischen wieder zunimmt, gehen auseinander. Laut den Fischern gibt es immer weniger Fang. Inseln tauchen auf, wo im Vorjahr noch Wasser war.

Die Armee hatte lange Zeit keine Chance gegen die Terroristen, die sich dort versteckten. Denn wegen seiner labyrinthischen Topografie ist der See – eigentlich eher ein riesiges Feuchtgebiet

– praktisch nur mit kleinen Booten befahrbar, und selbst das ist angesichts der Untiefen, der Sümpfe, der Mangroven, der Myriaden abgestorbener Bäume, der Krokodile und Flusspferde schwierig. So griff sie zu einer radikalen Methode. Die Bewohner mussten das Gebiet des Sees verlassen. Falls die Soldaten dann bei ihren Patrouillen noch auf irgendwelche Menschen treffen sollten, konnten diese ohne Umschweife erschossen werden. Es gab sogar den Plan, die ganze Inselwelt aus der Luft zu bombardieren. Inzwischen ziehen sich die Terroristen tagsüber hinter die nigrische Grenze zurück und verüben ihre Angriffe nachts. Und viele Bewohner gehen – halb heimlich, halb geduldet – für das Einbringen der Ernte oder den Fischfang zumindest vorübergehend auf die Inseln zurück, trotz den Risiken.

Neben dem geografischen gibt es einen ethnischen Aspekt. Der See wird vor allem von Buduma bewohnt, mehrheitlich Fischer, aber auch Bauern und Viehzüchter. Bis in die achtziger Jahre kontrollierten sie den Schmuggel zwischen den flüssigen Grenzen. Dann kamen die Hausa und übernahmen den Handel. Die Buduma fühlen sich entthront, verdrängt, gedemütigt. Boko Haram – bisher mehrheitlich aus nige-



NZZ-Infografik/cke.

Flüchtlingen als Rückzugsgebiet



Die 20-jährige Selbstmordattentäterin Halime hat beide Beine verloren.



Das Wasser zieht sich von den Ufern des Tschadsees zurück, die Böden trocknen aus.

BILDER DOMINIC NAHR FÜR NZZ

rianischen Kanuri bestehend – versucht, dieses Ressentiment auszunutzen und sie auf ihre Seite zu ziehen. Es kommt ihnen entgegen, dass die Buduma den anderen Ethnien und vor allem der Regierung schon immer grosses Misstrauen entgegenbrachten. Im Januar 2015 griff Boko Haram die nigerianische Stadt Baga an. Es war selbst für die dortigen Verhältnisse ein grauenhaftes Blutbad mit – laut BBC – 2000 Toten. Die Stadt, ein Handelszentrum der Haussa, wurde praktisch dem Erdboden gleichgemacht. Viele verstanden das als Kriegserklärung an die Haussa und generell an die «Eindringlinge aus der Stadt». Mit dem Angriff auf Baga begann ein neues Kapitel in der Geschichte von Boko Haram: die Eroberung des Tschadsees und die Internationalisierung des Kampfes.

Das tschadische Uno-Lager Dar es Salam beherbergt etwa 6000 nigerianische Flüchtlinge. Die meisten sind beim Angriff auf Baga geflohen. Der 36-jährige Mussa al-Hadji hat eine seiner zwei Frauen bei der Attacke verloren. «Wir waren etwa hundert Leute», sagt er, «und kamen mit sechs Booten über den See. Zwei Tage lang waren wir auf dem Wasser, ohne Essen, mit Alten, Kindern, Schwangeren.» Es war die Zeit des Har-

mattan, des staubigen Windes. Sie hatten nichts, um sich zu schützen. Mussa liess seine sechs Kinder bei seiner Mutter in Maiduguri. Er wusste nicht, was für sie gefährlicher war: dort zu bleiben, im Epizentrum von Boko Haram, oder die Flucht. Sie kamen zuerst in einem Lager nahe der Grenze unter. Aber die Jihadisten griffen auch dort an. Also zogen sie weiter. «Hier gab man uns Zelte und zu essen», sagt er. «Wir sind zufrieden.» Aber man sieht ihm die nagenden Sorgen an. Ein Dritter erzählt, wie er die Nacht mit einem zweiwöchigen Baby im Sumpf verbrachte. Er hörte, wie die Männer von Boko Haram durch die Strassen gingen und durch Megafone verkündigten: «Alle ledigen Frauen müssen heiraten! Zigaretten verkaufen ist ab jetzt verboten! Wer trinkt, wird bestraft!» Er sagt: «Du weisst nie, wo sie sind. Ich habe Angst, dass sie mich immer noch verfolgen.»

Eiswürfel im Herzen

Der Psychologe Charlot Serferbe Daba stammt aus der Hauptstadt Ndjamena. Er arbeitet mit MSF in Dar es Salam seit der Ankunft der ersten Flüchtlinge nach der Katastrophe von Baga Anfang 2015. Er berichtet von den Traumata, unter

denen viele Flüchtlinge leiden, von bleisweren Depressionen, Ängsten, Alpträumen. Zum Beispiel eine 45-jährige Mutter: «Beim Angriff auf Baga wurde ihr jüngerer Bruder ermordet», sagt der Therapeut. «Sie wurde Zeugin, wie er gefoltert wurde. Sie schnitten ihm die Kehle durch und grillierten ihn. Vor ihren Augen wurden zwei Nichten die Arme abgeschnitten, zwei ihrer Töchter wurden von Jihadisten verschleppt. Als sie flüchtete, musste sie über Menschen rennen, von denen sie nicht wusste, ob sie tot oder lebend waren.»

Sie kam mit ihrem dreijährigen Kind im Lager an. Seit den Ereignissen macht es wieder ins Bett. Immerhin tauchten die entführten Töchter inzwischen wieder in Maiduguri auf. Was mit ihrem Ehemann geschah, sagt sie nicht.

Die Frau wird von Flashbacks heimgesucht, sie ist apathisch, immer müde und kann doch nicht schlafen. Sie hat keinen Appetit auf Essen und auf überhaupt nichts im Leben. Alles erscheint ihr sinnlos. «Warum mussten die andern sterben und ich nicht?», fragt sie sich dauernd. Zwanghaft rekapituliert sie das Erlebte. «Hätte ich meiner Nichte gesagt, sie solle nach links gehen statt nach rechts, wäre ihr nichts passiert», sagt sie sich. Sie spricht von «schwarzen

Ideen». Damit meint sie Selbsttötungsgedanken. Oft kann sie nicht schlucken, und sie fühlt kalten Schmerz in der Brust. «Es ist, als ob ich Eiswürfel im Herzen hätte», sagt sie.

Wenn die Flüchtlinge in der Gruppe über das Erlebte sprechen, realisieren sie, dass andere Ähnliches durchgemacht haben; dass sie Opfer und nicht Täter sind. Der Psychologe sagt ihnen, dass Boko Haram wie ein Buschfeuer oder ein Hurrikan sei. Eine blinde, ziellose Gewalt. Er meint damit: Ihr seid nicht schuld. Die 45-jährige Frau hat in letzter Zeit wieder zu beten begonnen. Sie bringt auch Opfer dar. «Das ist ein Zeichen für Loslassen», sagt Daba. Hie und da weint sie. Das ist immerhin besser als das graue Nichts. «Es ist nicht dein Fehler», wiederholt der Therapeut immer wieder. «Es übersteigt euer Fassungsvermögen, das ist menschlich.»

Prostitution und Gewalt

In derselben Gesprächsgruppe ist ein Mann, ebenfalls Mitte vierzig, ebenfalls aus Baga. Nigerianische Soldaten verhafteten ihn, weil sie ihn für einen Boko-Haram-Terroristen hielten. Er landete für zwei Monate in einem Kerker, wo er morgens und abends ein Glas Wasser bekam und einen halben Becher Brei pro Tag. Das ist alles, woran er sich erinnert seit seiner Festnahme. Im Verlies verlor er jegliche räumliche und zeitliche Orientierung. «Amnesie», sagt Daba. «Es ist, als ob er am Tag seiner Inhaftierung gestorben wäre. Ein Geist.» Als er zum ersten Mal dem Psychologen begegnete, konnte er sich nicht einmal an den Namen seiner Eltern erinnern. Er nannte sie bei seinem eigenen Namen. Der Therapeut musste buchstäblich bei null beginnen. Er zählte mit ihm bis zehn, bis zwanzig, dann rückwärts. Inzwischen arbeitet der Mann als Guide für die Uno.

Das Tschadseebecken ist auch demografisch eine seltsame Region. Von aussen könnte man den Eindruck einer traditionellen und intakten Gesellschaft

Boko Haram ist wie ein Buschfeuer oder ein Hurrikan. Eine blinde, ziellose Gewalt.

gewinnen. Daba weist aber darauf hin, dass nirgends im Land die HIV-Rate so hoch ist wie hier – acht Prozent. «Mit dem Handel zwischen den vier Ländern, der Migration und den Flüchtlingen gehen auch Prostitution und sexuelle Gewalt einher», sagt er. «Kaum jemand ist offiziell registriert, die Bildung ist minimal, der Staat wird abgelehnt.» Im Namen von Religion und Kultur verschmähe man den Gebrauch von Kondomen, das Reden über Sexualität sei tabu. «Es ist genau diese giftige Mischung aus Konservatismus, Verschwiegenheit und Promiskuität, die Missbrauch und Aids gedeihen lässt.» Es herrsche ein Klima des Misstrauens und der Angst, bestätigt ein Übersetzer. Was für den undurchdringlichen Tschadsee-Archipel zutrifft, gilt auch für die Bevölkerung: Sie ändert sich dauernd, ist fluid, kaum fassbar, lässt sich nicht kartografieren.

Auch Boko Haram ist eine Blackbox. Man kann Psychologen, Imame, Politiker, Soldaten, gewöhnliche Tschader fragen – wenn es um die Beweggründe der Terrorgruppe geht, sind alle ratlos. Niemand versteht, wie die «Jihadisten» behaupten können, «das Werk Gottes zu tun», wie sie das nennen. Ein Schreiner aus Fourkoulom – ein Ort mit 2000 Einwohnern und 16 000 Vertriebenen – erzählt folgende Begebenheit, um die Irrationalität von Boko Haram zu illustrieren: Ein Rinderhirt und ein Schafhirt gehen mit ihren Herden übers Land. Da begegnen ihnen zwei Männer. «Schlachte eine deiner Kühe», sagt einer der beiden zum Rinderhirten. «Wir haben Hunger.» «Ein ganzes Tier für vier Personen, das lohnt sich nicht», sagt der Rinderhirt. «Selbst wenn du mich bezahlst, wäre das Verschwendung.» Da wendet sich der Unbekannte an den Schafhirten, der einwilligt und eines seiner Tiere schlachtet. Nach dem Essen sagt der Fremde zum

Rinderhirten: «Wir haben dich um einen Gefallen gebeten, aber du hast deine Glaubensbrüder abgewiesen.» Und sie jagen ihn fort. Zum Schafhirten sagen sie: «Du hast uns grosszügig bewirtet, du bist ein guter Muslim und wirst noch heute ins Paradies kommen.» Dann schneiden sie ihm die Kehle durch.

Am 23. Dezember 2015 verübte Boko Haram in Berim, einer tschadischen Ortschaft im Seebecken, einen Anschlag. Drei Personen kamen abends auf den Marktplatz und sprengten sich in die Luft. Vier Dorfbewohner wurden getötet, ebenso zwei der Boko-Haram-Mitglieder, eines überlebte. Es war eine Frau. Die Explosion hatte ihr ein Bein abgerissen, das andere musste man ihr im Spital abnehmen. Koynan Titingar, ein MSF-Mitarbeiter, erzählt während einer Autofahrt von der Attacke. Er kannte die Täterin. «Ihr Mann war schon vorher bei einem Kamikaze-Angriff ums Leben gekommen. Die Boko-Haram-Chefs sagten ihr, sie werde ihm ins Paradies folgen, und spritzten ihr Captagon.»

Captagon ist ein Amphetamin, das auch von IS-Kämpfern verwendet wird. «Unter dem Einfluss dieser Droge hast du vor nichts mehr Angst, auch nicht vor dem Tod. Du kannst Menschen töten, als ob sie Insekten wären», sagt Koynan. Als er die Frau nach dem Anschlag im Spital betreute, hatte sie panische Angst vor Spritzen. Sie glaubte, man verabreiche ihr abermals das Rauschgift, unter dessen Einfluss sie zur Mörderin wurde.

Der Name der Frau war Halime. Früher hatte sie auf einem Wagen Essen verkauft, dann – vor etwa drei Jahren – verschwand sie plötzlich. «Unter dem Einfluss ihres Mannes», sagte man. Es hiess, sie sei mit ihm in den Busch gegangen, in ein Boko-Haram-Ausbildungscamp. Nach dem Anschlag in Berim wollte ihre Familie laut Koynan nichts mehr von ihr wissen. Sie lebe jetzt in Melea bei ihrer Tante.

Die Attentäterin liebt Süesses

Der Besuch bei ihr gestaltet sich überraschend einfach. Das Wichtigste scheinen die «beignets» zu sein. Sie liebt die frittierten Küchlein und hat offenbar schon im Spital dauernd danach verlangt. Also wird während der halbstündigen Fahrt von Bol nach Melea eine Portion für sie gekauft. Dann müssen die Autoritäten informiert werden. Der Dorfehef von Melea kommt mit, ebenso ein Mann mit Sonnenbrille, vermutlich vom Geheimdienst.

Halime entspricht nicht dem Bild, das man sich von einer Jihadistin macht. Unter einem Schilfdach, das ein wenig Schatten spendet, sitzt sie auf einer geflochtenen Matte. Sie wirkt jung und verschüchtert. Als die Besucher näher treten, senkt sie den Blick, nachher wendet sie ihn ganz ab und verhüllt ihr Gesicht mit einem Tuch. Ihre Beine sind auf der Höhe der Knie abgetrennt, sie muss sich auf allen vieren fortbewegen. Sie sagt, ihr Vater bringe ihr manchmal Essen von den Inseln, aber zu wenig. Sie hat auch kaum noch Kleider. Ihr grösster Wunsch sind Prothesen. Dann könnte sie ein wenig Handel betreiben und müsste nicht ihrer Familie auf der Tasche liegen.

Die Informationen sind bruchstückhaft. Offenbar war sich Halime gar nicht bewusst, dass sie Sprengstoff mit sich trug. Als die Soldaten eintrafen, prügelten sie die Schwerverletzte fast zu Tode. Der Kommandant rettete sie, aber nur, weil er hoffte, sie könnte Informationen liefern. Das konnte sie jedoch nicht. Sie hatte keine Ahnung. Wie die meisten Buduma-Frauen war sie früh von ihrem Vater verheiratet worden, mit etwa sechzehn. Zum Zeitpunkt des Anschlags erwartete sie ein Kind, das sie verlor. Nun ist sie zwanzig.

Sie erzählt ruckartig, lacht plötzlich verlegen, kratzt sich am Kopf. Sie wirkt verstockt, aber Koynan meint, im Vergleich zu vorher sei sie geradezu redselig. Als er sie damals im Spital auf den Anschlag ansprechen wollte, brach sie in Tränen aus und verstummte für lange Zeit. Ihr Vater versties sie, um selber seine Haut zu retten. Die Polizei hatte auch ihm zugesetzt. Inzwischen hat er sich mit seiner Tochter versöhnt. Sie trägt einen kleinen Spiegel um den Hals. Darauf angesprochen, sagt sie, den Kopf abgewendet: «Um schön zu sein und um meine Augen anzuschauen.»

Koynan meint, ihr Vater sehe Halime heute eher als Opfer denn als Täterin.